Paul Pfizers Briefwechsel zweier Deutschen.

Von Adolf Rapp.

Wiederholt ist in den letzten Jahren, einmal von Theodor Haering in einer Rede über Hegel, dann ausführlich von Heinz Otto Burger in seinem Buch „Schwabentum in der Geistesgeschichte", darauf aufmerksam gemacht worden, wie es zum schwäbischen Wesen gehöre, Gegensätze so zu erfassen, daß sie in ihrer vollen Tiefe und Eigenart heraustreten, zugleich aber als einseitige Ausprägungen einer über ihnen stehenden Wahrheit erscheinen. Es kann dann so sein, daß man zu einer „höheren Einheit" über sie hinauskommen mochte. Dies kann zu einer Haltung führen, die — zumal heute — als Mangel an Instinkt und Charakter, als Unentschiedenheit und schwächliches Harmonisieren empfunden wird. „Sowohl — als auch" an Stelle des „Entweder — oder".

Beispiele kann gerade aus Schwaben jeder Beobachter anführen. Der Hegelianer Friedrich Theodor Vischer hat 1848/49, wo es sich um die Entscheidung zwischen Großdeutsch und Kleindeutsch handelte, die Auseinandersetzung dialektisch mit allem Für und Wider in sich durchgekämpft; er konnte sich in beide Lager versetzen und schrieb einmal, er sei oft ganze Tage auf dem kleindeutschen Standpunkt, von dem er freilich immer zum großdeutschen zurückkehrte. Er konnte sich unbehaglich fühlen bei der Entscheidung, die er schließlich traf. Es ist die Haltung eines gewissenhaften Menschen und Patrioten, der kein Politiker ist.

An sich ist genaue Versenkung in entgegengesetzte Ansichten durchaus mit entschiedener Parteinahme vereinbar. Sie kann die letzte Entscheidung fester begründen. Sie wird allerdings meistens mit der Bereitschaft verbunden sein, jedem Standpunkt ein gewisses Maß von Anerkennung und Duldung zu gewähren. Am Ende so, wie es in Paul Pfizers „Briefwechsel" einmal von den philosophischen Systemen heißt: ein jeder sehe eben eine Seite der Wahrheit, alle zusammen geben die wahre Philosophie! Oder in dem feinen Sinn, entgegengesetzte Richtungen seien im Haushalt „der Idee" notwendig und wertvoll. Vielleicht mit dem Urteil: sie brauchen einander.

Der Historiker Fritz Kern, ebenfalls Württemberger, hat einmal in der Nachkriegszeit, als zwischen den beiden rechtsstehenden Parteien darum gestritten wurde, ob man der republikanischen Entwickelung Zugeständnisse machen und in sie eintreten solle, die Gedankengänge der beiden Gruppen so dargestellt, daß beide einleuchtend erschienen und der Leser zum Schluß kommen konnte, beide seien nebeneinander nötig. Trotzdem mußte sich der Einzelne zwischen ihnen entscheiden.

Dem Geist in der württembergischen evangelischen Kirche, wie er sich all die Zeit hindurch schon im Tübinger Stift herausgebildet hat, entspricht ein feines Wort, das vor Jahren einmal von hervorragender Seite bei Wahlen zum Landeskirchentag gesprochen wurde und etwa so lautete: Die beiden Gruppen, die sich damals gegenüberstanden, müßten den Kampf in dem Gedanken führen, daß eigentlich beide, nicht nur für die Kirche, sondern auch füreinander notwendig seien, zur Ergänzung, und als Wächter und Mahner.

Ein Sohn des Württemberger Landes, in dem es mehr besinnliche und nach innen gewandte Menschen gibt als in manch anderer Gegend, hat auch das Buch geschrieben, das uns heute beschäftigen soll. Im Frühjahr 1831 ist es erschienen. Sein Verfasser war etwa 30 Jahre alt. Er war der Sohn eines Juristen, hatte ebenfalls Rechtswissenschaft studiert, eine glänzende Prüfung abgelegt, war darnach in die Kanzlei des Justizministers gekommen, dann in Tübingen Gerichtsassessor geworden. Einer seiner Brüder ist bis zum Präsidenten des Oberlandesgerichts aufgestiegen. Er selbst aber war nicht gern Jurist. Die Welt der deutschen Dichter und Denker war es, in der er lebte. Im Gymnasium war der hochbegabte Mensch „ein vollendeter Lateiner und Grieche" gewesen; auf der Universität hatte seine Liebe den philosophischen Studien gehört, die er neben der Jurisprudenz trieb, besonders der Naturphilosophie Schellings und noch mehr Okens. Eine schmerzliche Enttäuschung war es, als er spürte, daß die Philosophie doch nicht sein Beruf sein könne. Noch schmerzlicher offenbar war dem seelisch überempfindlichen jungen Mann die Erkenntnis, daß er auch zum Dichter nicht geboren sei.

Die Schrift, von der wir reden, gilt in ihrem ersten Teil Fragen der Weltanschauung. Sie gibt sich als Auseinandersetzung zweier Freunde. Sie ist, aber auch nur in diesem ersten Teil, entstanden aus einem Briefwechsel, den Pfizer mit seinem Jugendfreunde, dem Arzt und Dichter Friedrich Notter, geführt hat. Er hat diesen Briefwechsel bearbeitet und dabei umgewandelt, um zwei gegensätzliche Anschauungen einander gegenübertreten zu lassen.

Der „Friedrich" des Briefwechsels — das ist aber nicht Notter, der diesen Namen wirklich führte — beginnt mit der These: Deutschlands Bestimmung sei, die im 16. Jahrhundert begonnene Reformation zu vollenden; die Philosophie sei hiezu berufen; das freie geistige Leben sei überhaupt das Feld, auf dem Deutschland sich zu betätigen habe. Die Antithese des „Wilhelm" ist zunächst noch nicht die: wir müßten von der Theorie zur Praxis, von der Philosophie zur Politik, sondern: die Philosophie könne nicht leisten, was der Freund von ihr wolle; die Kräfte dazu liegen nicht in der Welt der Begriffe, sondern in der Intuition, wo die Religion und die Kunst zu Hause sei. Es tritt aber auch schon der Satz auf, der den Übergang zu den politischen Fragen öffnet: wir müssen endlich ein wirkliches nationales Leben führen, kein Leben, in dem die Einzelpersönlichkeit sich abschließt. Dazu der andere Satz, den man kurz so ausdrücken kann: was wir brauchen, ist die, aus der Freiheit des Innern hervorquellende, schöpferische Tat.

„Wilhelm" ist es auch, der den Briefwechsel aufs politische Gebiet hinüberspielt, mit Sätzen, die an das Wort vom „tintenkleckſenden Säculum" erinnern und den Zug nach einem großen Leben, nach dem Heroischen, nach der Tat offenbaren.

Auf diesem zweiten größeren Teil des „Briefwechsels", den Pfizer ganz allein verfaßt hat, beruhte die Wirkung und der Ruhm des Buches. Mit diesem Teil wollen wir uns beschäftigen [1]).

Bezeichnend für das Zeitalter ist ja, daß mit philosophischen und literarischen Fragen begonnen wird, um bei der Politik zu enden. Es ist das Zeitalter, in dem Gervinus über Nationalliteratur schrieb, um zu sagen, die literarische Periode müsse für Deutschland jetzt durch eine politische abgelöst werden. So erklärt auch hier Wilhelm: „Die Zeiten der friedlichen Versenkung in die Tiefen der inneren Welt sind vorüber."

Bezeichnend für die Zeit ist weiter, wie umständlich und weit ausgreifend, im korrekten und edlen klassischen Vortragsstil, auch über alle möglichen politischen Fragen gesprochen wird. Die Weitschweifigkeit ist zwar damit begründet worden, daß ein Buch 20 Bogen habe ausmachen müssen, um von der Zensur unbelästigt zu bleiben. Aber in der zweiten Auflage ist die Ausdehnung noch größer; eine Abschweifung über Schulbildung ist zwar gestrichen, aber die politischen Erörterungen sind noch weiter ausgesponnen.

1) Der „Briefwechsel" liegt seit 1911 in einer vorzüglich brauchbaren Ausgabe vor, in der Georg Küntzel in die 1. Auflage die Änderungen der 2. Auflage übersichtlich hineingearbeitet hat. Nach dieser Ausgabe sind im folgenden einige Seitenzahlen angegeben.

Es können Sätze gebildet werden wie die im 19. Brief: „So ist es denn auch, wenn man als nahegerückt und möglich ihnen zeigen will, was viele, als sie es sich noch in ferner Zukunft dachten, mit aller Sehnsucht der Seele herbeigewünscht, mit allen Gedanken gesucht, mit allen Gebeten herabgefleht zu haben versichern", und darnach: „Denn so groß ist unser Unglück, daß wir selbst den Glauben an Hilfe eine Torheit nennen; so kläglich unsere Zersplitterung, daß wir selbst das Bedürfnis der Einigung nicht mehr empfinden; so absolut unsere Nichtigkeit, daß wir uns unserer Schwäche freuen können; so tief unsere Entwürdigung ———". Erst die Hälfte der Satzperiode ist damit überschritten, und der folgende Satz beginnt: „Ja selbst diejenigen, welche ———." Dagegen fallen aus dem neuhumanistischen Deutsch als Seltenheit heraus französische Wendungen wie die: „Der Grund dieses Verderbens ist kein anderer, als daß 30 Familien sich bis jetzt nicht überzeugen konnten, daß für 30 Millionen Menschen 30 Könige zu viel sind ———."

Durchgeführte Dialektik hat der Briefwechsel nicht. Die beiden Partner setzen jeder seine Ansicht in einer Folge von Aufsätzen auseinander, ohne in einem eigentlichen Redekampf viel Einzelheiten voneinander aufzugreifen; die Form der Disputation, bei der der Ball hin und her fliegt, war mit der Fassung des Ganzen nicht vereinbar.

Einer jeden Anschauung soll ihr volles Recht werden. Die Partner suchen nicht nur Klarheit zu gewinnen und nicht nur einer den andern zu überzeugen, sondern möglichst zu gemeinsamen Ergebnissen zu kommen; sie sind Freunde und geben gern einander manches zu; in wichtigen Positionen stimmen sie überein, und auch solche werden eingehend dargelegt.

Pfizer kämpft durch seinen „Wilhelm" noch einmal den Kampf, den die geistigen Führer der Erhebung von 1813 durchgefochten haben: gegen ein weltbürgerliches und unpolitisches Geschlecht, das ein nationales Dasein für Deutschland nur in der Pflege des geistigen Lebens und zwar im Sinne der übernationalen Humanität sucht. Diese Art, um 1800 durch die Dichter und Denker von Weimar und Jena, hier durch „Friedrich" vertreten, hat die ausschweifendsten Gedanken über deutschen Beruf und Wert und setzt dabei Deutschtum mit Germanentum gleich: Das Volk, das in der Völkerwanderung ganz Europa erneuert habe, sei und bleibe ein „kosmopolitisches Volk" mit großer Weltsendung. Dagegen mahnt „Wilhelm": zuerst müßten die Deutschen durch die Tat zur politischen Nation werden.

Man mag sich vorstellen, wie in Pfizer hier wirklich zwei Seelen gegen-

einander standen. Die eine war in leidenschaftlicher Sehnsucht auf das Reich der Ideen gerichtet und mochte sich abgestoßen fühlen von dem gewöhnlichen, unreinen Treiben der Welt; das überempfindliche Herz dieses melancholischen Menschen neigte zum Rückzug auf das eigene Ich; zu dem geistigen Streben des hochgebildeten Mannes mit seiner aristokratischen Feinheit paßte eine Lebensweise, wie sie in Wilhelm von Humboldt vorbildlich dargestellt war. Aber die andere Seele wollte den Mann herausreißen in die Wirklichkeit und äußere Tätigkeit; mit ihr war er bewegt von dem jungen politischen Streben der gebildeten Deutschen, dem Drang nach dem mächtigen Vaterland und dem Dasein einer freien, männlichen Nation, die ihr Schicksal selbst bestimmen will. Und ein scharfer Blick in die Wirklichkeit, in Geschichte und Gegenwart, genährt durch juristische Bildung, fand sich mit Verständnis zurecht in der politischen Welt.

Und so hat gerade in diesem Buche Paul Pfizer ein klassisches Dokument der großen Bewegung geschaffen, in der das geistige Deutschland aus der größten Zeit deutschen Geistes sich ins politische Leben warf, um den nationalen Staat zu gewinnen.

Und gerade ein Sohn dieser württembergischen Heimat konnte solch ein Werk schaffen; denn einmal wurde hier alles geistige Ringen besonders tief genommen, und dann war von hier aus die deutsche Zersplitterung besonders fühlbar.

Es war eine erregte Zeit. Der Pariser Julirevolution folgten Aufstände in Belgien und Polen, drohende Bewegungen in anderen Ländern, auch in Deutschland. Es konnte Krieg geben, wenn Frankreich europäische Aufstände unterstützte. Die Großmächte Rußland, Österreich und Preußen bildeten einen Block, die Sieger über Frankreich 1813—15, die Herren des geteilten Polen, die Wächter über monarchische Ordnung. In Deutschland hielten Österreich und Preußen die Bewegung nieder, die mit der Losung „Einheit und Freiheit" ein neues Deutschland schaffen wollte. Jetzt aber lockerte sich im Südwesten der Druck, und eine lebhafte Agitation war im Gange, die sagte: wenn die Freiheit vordringe, die in deutschen Mittel- und Kleinstaaten sich noch leidlich regen könne, und wenn sie die Festungen Preußen und Österreich erobere, dann wachse die Nation zur inneren Einheit zusammen; erst eine freie Nation sei auch nach außen stark.

Aber da sich der Freiheitsgedanke gerade gegen das politische System in Berlin und Wien richtete, wirkte auf ihn die französisch-polnische Einflüsterung: Europa spalte sich in zwei Lager, das Lager der Freiheits-

kämpfer und das Lager der Unterdrücker, und Frankreich biete sich den Freiheitskämpfern an. Oder, wie Heinrich Heine sagte: künftig scheide sich die Welt nicht nach Nationen, sondern nach Prinzipien. Die Spaltung ging dann mitten durch Deutschland durch!

Da regte sich denn doch der Geist von 1813, und gegen die Vorstellung, man werde „durch Freiheit zur Einheit" kommen, erhob sich der politische Sinn und sagte: nein, viel eher durch Einheit zur Freiheit, durch den starken Staat zu Kraft und Größe.

Und da gibt nun Pfizers „Wilhelm" auf die Frage, wie Deutschland zur Einheit und Kraft kommen könne, die Antwort, durch die sein Buch seit 1870 aufs neue berühmt geworden ist: Preußen muß Deutschland einigen, der Staat Friedrichs des Großen und der Freiheitskriege, der zeitgemäße, aufgeklärte, humane Staat mit der musterhaften Verwaltung und dem geistigen Streben, der 1815 gründlich mit Deutschland verwachsen ist, während Österreich aus Deutschland hinauswuchs. Wesentlich mit den geistigen und moralischen Kräften, die sich in Preußens Geschichte gebildet und bewährt haben, wird der Gedanke an Preußens deutsche Sendung begründet. Besonderen Wert wird darauf gelegt, daß Preußen das Land der allgemeinen Wehrpflicht sei, oder, wie der Freund der bürgerlichen Freiheit sagte, ein System der Volksbewaffnung habe, bei dem der gefährliche Gegensatz zwischen Militär und Zivil überbrückt werde, ein Militärsystem, gerechter und imponierender als irgendeines in Europa. Als wichtigster Vorzug Preußens aber wird angeführt, daß unter diesem Staat ein Volksgefühl erwachsen sei, das für Preußen den Anspruch auf die erste Stelle in Deutschland anmelde.

Mit feinem, oft genialem Verständnis — Friedrich Meinecke hat das seinerzeit beleuchtet — sieht Pfizer auf Preußen. Er sieht, was mit einem späteren Bismarckwort ausgedrückt werden kann: daß der schmale Leib, der bisher die unverhältnismäßig starke Rüstung tragen mußte, seine natürliche und notwendige Gestalt bekommen werde, wenn Preußen zum Führerstaat werde, und daß damit die gewaltsame Konzentration von Kraft in diesem Staat sich zu einer freieren, mehr organischen Haltung ausgleiche. Und da steht auch die weitere feine Beobachtung: vorläufig könne sich dieser Staat keine Preßfreiheit und Volksvertretung leisten, nichts, was ihm innere Schwierigkeiten bereiten könne, und doch sei, im Gegensatz zu Österreich, Freiheit sein natürliches Lebenselement. Er steht unter einer Art militärischer, doch wohlwollender Diktatur, und im Grunde sind Volk und König ein Herz und eine Seele; mit Unrecht wird einem „servilen" Sinne zugeschrieben, was die Folge einer noch nicht

abgeschlossenen Gestaltung ist. Preußen ist dazu bestimmt, in seinem deutschen Charakter organisch zu wachsen, während Österreich in Gefahr ist, als Völkerstaat auseinanderzufallen. Vor einer Wahl steht Preußen, die eigentlich keine Wahl mehr ist: es muß entweder wachsen, nämlich zu Deutschland werden, oder vor übermäßigen Anstrengungen sich erschöpfen. Vor einem Schicksal steht Preußen. „Wenn nicht alle Zeichen trügen, so ist Preußen auf das Protektorat über Deutschland durch dasselbe Verhängnis angewiesen, das ihm einen Friedrich den Großen gab."

Um Deutschland stark zu machen, muß Preußen Macht ausüben können. Die deutsche Einheit ist nicht zu erreichen ohne entschiedene Unterordnung der Kleinen, ohne eine wenigstens vorübergehende Zentralisation. Eine solche muß Preußen ausüben können, wenn — was der Verfasser als natürlich und als Erleichterung empfände! — Österreich aus dem Bunde tritt, und ebenso müßte Bayern sie ausüben können, wenn die Mittel- und Kleinstaaten unter sich in eine engere Gemeinschaft träten; nur würde man sie sich von Bayern noch widerstrebender gefallen lassen als von Preußen (S. 209).

Auf eine Einzelheit sei noch besonders hingewiesen: es verstand sich für Pfizer anscheinend von selbst, daß der künftige deutsche Reichstag, die ersehnte große Nationalvertretung, nicht etwa in der Bundeshauptstadt, der alten Kaiserkrönungsstadt Frankfurt, sondern am Sitz der preußischen Regierung zu tagen habe. Als nachmals eine preußische Regierung, die von 1849/50, die Deutschen außerhalb Österreichs zu einem engeren Bund um sich versammeln wollte und ein Parlament als Nachfolger der Frankfurter Nationalversammlung vorschlug, wagte sie nicht Berlin vorzuschlagen; nach Erfurt lud sie ein.

Welches Mittel soll nun Preußen anwenden, um die Deutschen an sich zu ziehen? Die moralische Eroberung — was man vor 1866, was die Liberalen vor 66 unter moralischer Eroberung verstanden haben, und was in der Hauptsache bedeutet: Preußen soll die Fackel des Liberalismus vorantragen, soll den Liberalismus bei sich selbst und für ganz Deutschland zum Durchbruch bringen. Denn auch der „Wilhelm" des Briefwechsels, der so viel Verständnis für Preußen zeigt, ist ein entschiedener Liberaler.

Von hier aus kamen nun aber auch die Bedenken gegen Preußen. Von hier viel mehr als etwa von dem Gedanken, daß es ja gar nicht — um an Arndts Lied zu erinnern — „das ganze Deutschland" wäre, was sich unter Preußen zusammenschließen konnte. Darüber wird im Briefwechsel natürlich auch gesprochen. Nur das außerösterreichische Deutschland war

vorläufig gemeint, die Mittel- und Kleinstaaten. Österreich stünde als halb deutsche, halb fremde Großmacht daneben. Pfizers „Wilhelm" hat ganz den „kleindeutschen" Gesichtskreis, nach der Bezeichnung von 1848. Wenn erst einmal Österreich, wie Bismarck später sich ausdrückte, seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegt hat, dann mag eine Entwicklung beginnen, in der Deutschösterreich den Weg zu uns zurückfinden wird (was Pfizer, wie so manches, nicht weiter ausführt). Der Partner im Briefwechsel „Friedrich", der alles vorbringt, was gegen die preußische Führung spricht, wendet sich gegen eine Loslösung von Österreich; aber man fühlt, daß ihn die Sache nicht sehr bewegt. Für Pfizer, der in beiden Gestalten gegenwärtig ist, verstand sich der „kleindeutsche" Gesichtskreis von selbst.

Man muß bedenken: der großdeutsche Eifer, der auf Österreich nicht verzichten wollte, ist, vollends für Protestanten, auch in Süddeutschland, erst durch die Teilnahme der Deutschösterreicher an der Nationalversammlung von 1848 geweckt worden. Den Katholiken lag er natürlich näher; bei den Protestanten hatte der Gang der Geschichte dafür gesorgt, daß sie sich von Süddeutschland aus wohl mit dem Norden, viel weniger aber mit Österreich verbunden fühlten. Pfizer aber steht ganz und gar auf dem Protestantismus. Und dann: erst seit 1848 trat die preußische Führung in greifbare Nähe; erst nun wurden auch die österreichischen Politiker rührig im Werben um Großdeutschland, dessen Sinn ja war, daß Österreich ebenso eng zu Deutschland gehören müsse wie jeder andere deutsche Staat. Und nun erst wurde Österreich ausgespielt gegen die Gefahr, die von preußischer Führung drohte.

Also: durch einen großdeutschen Standpunkt ist der Widerspruch gegen Preußens Führung hier nicht bestimmt. Er ist es aber auch nicht durch die Sorge um die Selbständigkeit der Heimat. Dieser Gedanke hat in dem Buch eine merkwürdig geringe Bedeutung. Es wird zwar wiederholt betont, daß der Deutsche die Selbständigkeit der Landschaften erhalten wolle und Uniformierung ablehne; aber dieser Gedanke geht ganz auf in dem Hauptgedanken: Sorge für die allgemeine Freiheit. Man kann auch hier sagen: Die Einordnung in ein preußisch geführtes Reich lag noch in theoretischer Ferne; darum wurde der Geist des landschaftlichen Sondertums nicht in dem Maße wie später geweckt. Der Briefwechsel sieht umgekehrt in dem Sondertum der Einzelstaaten ein Haupthindernis des nationalen Lebens. Die Fürsten werden sich zur Wehr setzen, und ihre Untertanen werden „in fanatischer Begeisterung" mitkämpfen. Mag der Bauer noch so gedrückt sein: er erhebt sich auf jeden

Ruf, für sein Herrscherhaus zu kämpfen. Der Deutsche ist seinem Einzelstaat nur zu treu.

Was bei dem Gedanken preußischer Führung Pfizer im Innersten bewegt, ist die Frage, ob die Ideale des Liberalismus eine Unterordnung unter Preußen zuließen. „Friedrich" verneint das. Preußen ist ein absolutistischer Staat, und deutsche Staaten mit Verfassungen, die liberal entwickelt werden sollen, das vorgeschrittene Bürgertum Südwestdeutschlands darf sich nicht unter den Absolutismus geben. Vielmehr sollen sich die Mittel- und Kleinstaaten unter dem Zeichen des Liberalismus zusammenschließen. Träger des künftigen deutschen Staatswesens soll eine zu freier Betätigung erwachte Nation sein, die sich nicht einseitig von oben regieren läßt. „Ein Protektorat Preußens in deinem Sinne würde sich überhaupt nur auf militärischem Wege herstellen lassen, etwa dadurch, daß Preußen die Militärgewalt in allen deutschen Ländern an sich brächte und alle Festungen Deutschlands besetzt hielte. Es steht aber sehr dahin, ob eine solche rohe und bloß aufgezwungene Vereinigung, ein Zusammenhalten durch die äußerliche physische Gewalt, mit der Zeit zu einer innerlichen, lebendigen Einheit und organischen Durchdringung sich entwickeln würde. Denn die Gewalt, welche etwas anderes als das Werkzeug des Gesamtwillens der Massen ist, vermag für sich allein nie dauernd und nachhaltig zu wirken" (S. 176 f.). Ein Satz, an dem nebenbei auch zu sehen ist, wie leicht dieser Liberalismus in Demokratie hinübergleitet.

Pfizer zeigt nun im „Friedrich" keineswegs ein radikales Gesicht. Im Gegenteil: unter den beiden Partnern ist „Wilhelm" der vorwärtsdrängende; für ihn gehört Leidenschaft zur Politik; „Friedrich" ist mehr konservativ, erklärt, Revolutionen seien immer ein Übel, meint, die frühere Reichsverfassung könnte, unter einigen zeitgemäßen Verbesserungen, noch mit Ehren bestehen, und jetzt handle es sich darum, die Verfassung des Deutschen Bundes mit den Bedürfnissen der Nation in Einklang zu bringen. Sein Verlangen ist, daß man die Dinge reifen lasse. In ihm lebt auch der Glaube des 18. Jahrhunderts und der idealistischen Philosophie, daß die Menschheit sich zu freier Selbsttätigkeit entwickeln müsse. In dieser Weise würde sich auch die deutsche Nation allmählich zur Einheit in der freien Selbstbestimmung entfalten. Jedenfalls sei Liberalismus die Richtung, in der das politische Leben fortzuschreiten habe. Eine Sache der Menschheit nennt Pfizer den Liberalismus wiederholt in der Flugschrift von 1832, auf die wir noch zurückkommen. Pfizer kann aber auch über dem Liberalismus stehen: nicht nur läßt er seinen

„Wilhelm" einmal die Freiheit als ein negatives Prinzip bezeichnen und andeuten, wie dürftig die berühmte Wirksamkeit der Ständeversammlungen sei (S. 164 oben); auch seinen „Friedrich" läßt er einmal sagen (S. 226), das konstitutionelle Prinzip könne keineswegs alle Gebrechen heilen, aber „die Periode des konstitutionellen Wesens und Treibens" sei „ein notwendiger Durchgangspunkt der Entwickelung". Auch der Optimismus wird vertreten, der zu dieser Geistesrichtung gehört. Wenn einmal — so meint „Wilhelm" (S. 206) — im Volk die rechte Einsicht zur Herrschaft kommt, dann ist das Schicksal zu gerecht, um das, was eine große Nation will, zu verweigern, oder vielmehr, der Nationalwille wird selbst zum Schicksal ... Darnach folgt die Stelle, die sagt, „wie ohne alle gewaltsame Umwälzung auf ganz naturgemäßem Wege eine freie und organische Vereinigung Deutschlands durch die Vermittlung Preußens schnell genug zustande kommen könnte". (Es folgt der Vorschlag, Abordnungen deutscher Landstände sollten sich am Sitz der preußischen Regierung versammeln, um für Deutschland Gesetze zu geben.)

Pfizers „Friedrich" kann sich nun also zu Preußen nicht finden und rät zu dem damals viel erörterten Zusammenschluß der Mittel- und Kleinstaaten als liberaler, volkstümlicher Gruppe. Daß das die Gefahr eines Rheinbundes in sich trage, wußte jedermann, und manche fanden sich damit ab, daß man Frankreich Zugeständnisse machen müsse; andere meinten in aller Naivität, man werde sich eben stark machen müssen, um Frankreichs Hilfe zwar zu benützen, dann aber mit dem Ruf „Hände weg von deutschem Boden!" die Franzosen heimzuschicken. Pfizer wies Zugeständnisse an Frankreich scharf ab. Pfizer, nicht nur sein „Wilhelm", der das wahre Wort spricht: die Freiheit wird sich mit der Zeit schon durchsetzen, in Gefahr ist die Nationalität.

Und nun muß mit voller Klarheit gesagt werden, um was eigentlich im politischen Teil des Briefwechsels die Auseinandersetzung geht. Ihr Thema ist nicht: kleindeutsch oder großdeutsch? nicht Preußen oder Österreich?, auch nicht: Zentralismus oder Föderalismus?, sondern ihr Thema ist die Frage: soll man sich der starken Macht unterordnen, die man bei Preußen findet, um als erstes die Einheit zu suchen, oder soll man auf einer Bahn gehen, bei der die Einheit noch auf sich warten läßt, aber angeblich dauerhafter und würdiger zu gewinnen ist? So wird das, was in dem politischen Teil des Briefwechsels die beiden Freunde trennt, in dem abschließenden Brief der 2. Auflage formuliert: „Die einzige wesentliche Verschiedenheit in unseren Ansichten besteht darin, daß du glaubst, um Deutschland wieder zu Ehren zu bringen, gebe es keinen

sichereren Weg, als den, es zuerst einig und dann frei zu machen. Mir dagegen scheint es, Deutschland müsse durch eigene Kraft vor allen Dingen frei werden, und dann von dem erwachten und erstarkten Geiste konstitutioneller Freiheit seine künftige Vereinigung erwarten." Also das ist die Streitfrage: wird es besser in Deutschland durch Macht von oben — fast möchte man vom südwestdeutschen Standpunkt dieser Zeit sagen: von außen her —, oder „durch eigene Kraft" von innen her?

Wo steht nun Pfizer selbst? Im Vorwort zum Briefwechsel sagt er, er trage hier, um einer klaren Auseinandersetzung zu dienen, unter zwei Namen Ansichten vor, die entweder gar nicht oder nur mit Vorbehalten die seinigen seien. Was seine eigene Ansicht sei, darauf komme es nicht an. In der Widmung an Rotter aber schrieb er:

Ich zeige dir in zwei Gestalten
Mein inneres Leben, Herz und Sinn. — —

Man hat später den eigentlichen Pfizer im „Wilhelm" gesehen und ihn den „Seher" von Bismarcks Reich genannt, der den Gedanken der preußischen Führung zuerst vollständig ausgeführt und den Gegengedanken — Zusammenschluß des liberal-konstitutionellen Deutschlands in den Mittel- und Kleinstaaten — überwunden habe. Nun hat Pfizer sich später wirklich zu dem preußischen Gedanken bekannt; auch hat in der 1. Auflage des Briefwechsels der „Wilhelm", der die ganze Auseinandersetzung mit Preußen beginnt und für Preußen spricht, zugleich das letzte Wort. Und wer kann bestreiten, daß in Wilhelms Argumenten dem Partner gegenüber die innere Überlegenheit liegt? Nicht nur, weil die Geschichte dem „Wilhelm" recht gegeben hat, sondern: in seiner Auffassung drückt sich das reifere politische Urteil aus. Aber — der Verfasser selbst wollte ihm das Übergewicht wieder nehmen! Ein Jahr nach der ersten Auflage, 1832, erschien eine zweite. Aufmerksam wird da zusammengetragen, was noch weiter gegen „Wilhelm" spricht; Pfizer steht sichtlich unter dem ungünstigen Eindruck, den die preußische Politik, die mit Österreich zusammen die deutsche Einheits- und Freiheitsbewegung unterdrückte, allen Liberalen machte. In einem neu angefügten letzten Brief bekommt „Friedrich" das Schlußwort, und im Eingang dieses Briefes ist es, als sollte ein Fazit gezogen werden. „Friedrich" gibt zu, daß Preußen sich dazu eignen würde, Deutschland zu einigen, und daß wahrscheinlich auch die Freiheit unter preußischer Führung gar nicht so gefährlich sei, wie man befürchte. Aber er sagt: weil nun einmal die Welt nach Freiheit strebt, wird man sich Preußen gar nicht unterordnen.

Er sagt weiter: eine Unterwerfung unter den Absolutismus ist eine solche Schande, daß sie einem Volke nicht zugemutet werden kann; die Freiheit ist überhaupt das höchste Glück eines Volkes. Er weiß, daß Deutschland in Gefahr kommen kann, in seiner Freiheit von Frankreich bedroht zu werden; sein Rat ist, daß die Mittel- und Kleinstaaten geschlossen und gerüstet einem Kriege der Großmächte mit Frankreich zusehen, um einzugreifen, wenn entweder der Absolutismus über die Freiheit oder Frankreich über die deutsche Selbständigkeit ein gefährliches Übergewicht erhält. Das liberale Deutschland darf es nicht scheuen, unter Umständen an Frankreichs Seite zu kämpfen.

Man mag zweifeln, ob Pfizer das im Ernstfall ertragen und sich durch den Liberalismus in seinem deutschen Gefühl derart hätte irremachen lassen. Der ganze Gedanke einer Vereinigung des „Dritten Deutschland", den die Franzosen immer wieder im Sinne eines Rheinbundes vorbrachten, war auf jeden Fall abwegig. Aber diesen Gedanken hat Pfizer damals wirklich gehegt. Das zeigt die Flugschrift von 1832: „Gedanken über das Ziel und die Aufgabe des deutschen Liberalismus." Ihr Sinn ist: so wie die Politik der deutschen Großmächte jetzt sei, bleibe vorläufig nur der Ausweg eines Zusammenschlusses der Mittel- und Kleinstaaten. Der Verfasser würde wünschen, daß ein Zusammenschluß dieser Gruppe mit Preußen daraus folgte; aber die preußische Politik ist ihm nicht „deutsch" — nicht liberal! — genug. Von Süddeutschland wird hier wirklich so gesprochen, als vertrete es den Geist gegenüber der physischen Macht, das Recht gegenüber der Gewalt. Man fühlt sich gegen Preußen ähnlich wie das Athen des Demosthenes gegen Philipp von Makedonien. Der schwerste Vorwurf aber, der Preußen gemacht wird, ist, daß es sich und damit Deutschland dem russischen Zaren unterordne, ebenso wie später der schwerste Vorwurf gegen Bismarck lautete, er sei mit dem Zaren und Napoleon III. verschworen. Pfizer sieht jetzt wirklich die Sache Deutschlands, zumal das auch die Sache der Freiheit sein soll, vorwiegend im Lager der Mittelstaaten. Er warnt nur vor dem Wahn, als sei dieses sogenannte echte Deutschland für sich stark genug.

Wegen Preußen schrieb er im März 1832 an Friedrich Perthes (der Brief ist längst bekannt): „Jede Teilnahme für Preußen würde mir, wie die Sachen jetzt stehen, als ein Abfall von der Sache der Volksfreiheit ausgelegt werden, mich in den Augen meiner Landsleute brandmarken, und mir alle Hoffnung, auf ihre Ansicht und Gesinnung einzuwirken, ganz zerstören ... Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo auch ein Süddeutscher mit Ehren auf jene Seite treten darf, ohne einen Verrat an

den Seinigen zugunsten derer zu begehen, die ihn am Ende doch verleugnen würden."

Wohin aber sein Herzenswunsch ging, das zeigt unter den Gedichten, die dem Briefwechsel beigegeben sind, besonders jenes ergreifende vierte Gedicht, in dem er seine Blicke und Gedanken vom Hohenstaufen zum Hohenzollern wendet. Die Helden deutscher Vorzeit ziehen rasch an uns vorüber, aber sie

— — — — sind geschieden,
Die Vergangenheit ist tot!
Seele, von des Grabes Frieden
Wende dich zum Morgenrot,
Gleich dem Aar, der einst entflogen
Staufens Nachbar und im Flug
Zollerns Ruhm bis an die Wogen
Des entleg'nen Ostmeers trug.
Adler Friedrichs des Großen!
Gleich der Sonne decke du
Die Verlass'nen, Heimatlosen
Mit der goldnen Schwinge zu!
Und mit mächt'gem Flügelschlage
Triff die Eulen, Rab' und Weih!
Stets empor zum neuen Tage,
Sonnenauge, kühn und frei!

Man wird sagen können: Pfizer hoffte auf Preußen, aber vorläufig schien ihm die Hoffnung eitel. Preußen versagte sich — nach seiner Ansicht hauptsächlich deshalb, weil es illiberal war. Und da ließ er sich verleiten, für die nächste Zeit einen unmöglichen Ausweg zu empfehlen. Im Briefwechsel setzte er sich mit allem Für und Wider auseinander und war wohl selbst schwankend. Fast könnte man sagen: Das „Entweder—Oder" löst sich auch hier in ein „Sowohl—Als auch" auf, doch nur in der Verlegenheit der nächsten Gegenwart. Das „Sowohl—Als auch" würde dann etwa lauten: die Hoffnung auf Preußen hat ihr Recht, und hoffentlich gehört ihr die Zukunft; vorläufig muß man sich der Gegenseite zukehren.

Als der Briefwechsel herauskam, wirkte er einfach als liberale Schrift. Mit Genugtuung und Bewunderung wurde die Kritik an den deutschen Fürsten und ihrer Regierung aufgenommen, die den politischen Teil durchzieht. Hier treffen „Friedrich" und „Wilhelm" zusammen, und es stehen da, besonders im 13. und im 21. Brief, bitterböse Sätze, die es

rechtfertigen, daß König Wilhelm von Württemberg Pfizer sagen ließ, er möge bei der Eröffnung des Landtags nicht erscheinen, da der König ihm nicht wie anderen Abgeordneten die Hand geben könne, um ihn als Neueintretenden zu verpflichten, und daß der König hernach selbst nicht zur Eröffnung erschien, weil Pfizer es für richtig hielt, doch zu kommen. Pfizer hatte da bereits seine Entlassung aus dem Staatsdienst genommen, da es ihn verletzt hatte, daß der Justizminister auftragsgemäß ihn wegen der Schrift zur Rede stellte. Diese Vorgänge begründeten recht eigentlich seinen Ruhm.

Übrigens findet sich in dem Buche auch der für diese Zeit bemerkenswerte Satz (S. 212 unten): das Haupthindernis der deutschen Einigung seien nicht die Fürsten, sondern die Bevölkerungen. Und wenn zusammen mit den Fürsten auch über den Beamtenstand abgesprochen wird, so findet sich in dem Buche, das beständig Urteile berichtigt und ergänzt, in zweiter Auflage der beachtenswerte Satz (S. 119 oben): Ich erblicke „in dem überwiegenden Einflusse des Beamtenstandes, den du als so verderblich schilderst, die Elemente einer würdigeren und zeitgemäßeren Aristokratie, als sie sonst irgendwo zu finden ist. Gewiß darf die Klasse der Staatsdiener in Deutschland, was Bildung, Tüchtigkeit und Rechtlichkeit betrifft, die Vergleichung mit keinem anderen Lande scheuen, und wäre es uns Deutschen möglich, etwas eigentümlich Deutsches nach seinem wahren Werte zu begreifen, so würde man schon längst in der größeren Bedeutsamkeit und unabhängigeren Stellung der Beamtenhierarchie jene mäßigende Gewalt erkannt haben, welche man durch eigene Adelskammern erst zu schaffen sich so viele und unnütze Mühe gibt".

Im ganzen gehört der Verfasser zu der Generation von Liberalen, die eine gute Verwaltung kaum in ihrem Wert schätzten, wenn sie nicht die verlangte „Freiheit" gab; eine Generation, bei der republikanischer Geist sozusagen als sittliche Pflicht und Ehrensache galt. Es sind die Überlieferungen, in denen Schiller und Kant groß wurden; die humanistische Erziehung hielt sie wach. Die französische Revolution genoß einen unverdienten Ruf. Protestantismus in der Auslegung des aufgeklärten Jahrhunderts war dabei Lebenselement. Die Reformation wurde als „geistige Befreiung" verstanden, die französische Revolution als ihre „vollbürtige Tochter", wenn sie sich als solche auch selbst nicht verstanden habe. Deutscher Stolz gründet sich in unserem Buche immer wieder darauf, daß unsere Nation mit der Reformation, dieser zweiten Varusschlacht, an die Spitze der geistigen Weltbewegungen getreten sei.

Die politische Freiheit soll die Fortsetzung des Werkes sein, das im 16. Jahrhundert begonnen wurde.

Pfizer hatte zur Burschenschaft gehört und blieb bei der deutschen Gesinnung, die das Zeitalter von 1813 entwickelt hatte. „Friedrich" und „Wilhelm" sind einig darin, daß es keine Humanität gibt ohne Nationalität; die deutsche Art wollen beide hochhalten; sie wenden sich gegen Nachahmung der Franzosen. Mit halber Ablehnung wird allerdings von den „Deutschtümlern" gesprochen; von romantisch-konservativem Geist ist dieser vorwärtsstrebende junge Liberale nicht bewegt. „Die Vergangenheit ist tot! Seele, von des Grabes Frieden wende dich zum Morgenrot!"

Gemessen an vielen anderen Äußerungen seiner Zeit zeigt der jugendliche Autor doch immer wieder eine bemerkenswerte Reife und Feinheit des politischen Urteils. Und wohltuend berührt bei diesem echt deutschen Mann die Reinheit der Vaterlandsliebe, der Ernst im Ringen nach Erkenntnis, und die Vornehmheit seiner klassischen Bildung.